

# Der große Aristoteles

Peter Vollbrecht, Esslingen

Oft hat man ihn einfach nur »den Philosophen« genannt. Darin spricht sich eine grenzenlose Bewunderung für eine unerreichbare Höhe aus. Und auch eine tiefe Verneigung vor der Wirkmächtigkeit eines einzelnen Denkers. »Der Philosoph« wurde gelesen und diskutiert in der Antike, im Mittelalter, in der Neuzeit und auch in unserer Gegenwart, und nicht allzu kühn ist die Erwartung, auch in der Zukunft komme man nicht an ihm vorbei. Die Rede ist von Aristoteles.

Der philosophische Ruhm des Aristoteles steht einzigartig da in der philosophischen Welt. Seitdem man mit ihm nachdenkt über die Natur, über das richtige Handeln und die richtige Lebensführung, über das Wesen der staatlichen Gemeinschaft, über die Dichtkunst, über die Logik unseres Denkens, seitdem man mit ihm im Gespräch ist über all das, was uns angeht, haben diese Gespräche die tiefste aller Spuren in den Weltzivilisationen hinterlassen. Zugegeben, es fällt nicht immer leicht, das Werk einzelner Philosophen unvoreingenommen zu beurteilen, den einen höher zu stellen als den anderen, da gehen immer eigene Interessen und Standpunkte mit, zudem wäre ja auch noch der Blick über den europäischen Tellerrand hinaus zu werfen. Auch haben die jüngeren Klassiker da einen schwereren Stand gegen die älteren, da sie ja nur, wie im Falle Immanuel Kants, auf eine 200 -jährige Wirkungsgeschichte zurückschauen können. Ja, Sie haben richtig gehört: Sie leben allesamt noch, die großen Köpfe, sie leben fort in unserem Gedächtnis, und beim Philosophieren treten wir jedes Mal wieder ins Gespräch mit ihnen. Aber nicht nur die Philosophen leben fort, sondern auch alle anderen, die am großen Teig von

Kultur und Zivilisation geknetet haben. Und da hat der große Aristoteles in ebendiesem Teig Formen geprägt wie kein zweiter.

Ich möchte Sie nicht mit der atemberaubenden Rezeptionsgeschichte des Aristoteles langweilen, aber ein Beispiel darf ich gleichwohl herausgreifen. Es ist wahrscheinlich bekannt, dass im Hochmittelalter die eifrigsten Leser des Aristoteles nicht die Christen gewesen waren, sondern die Muslime. Al-Farabi, Avicenna und Averroes waren im zehnten bis zwölften Jahrhundert die großen Aristoteles-Bewunderer im islamischen Kulturraum gewesen, obwohl oder vielleicht gerade weil die Philosophie des Griechen in zentralen Punkten mit der Lehre des Koran nicht übereinstimmt. Das war übrigens dasselbe mit der christlichen Lehre, die es zur Zeit der Spätantike und des frühen Mittelalters dem Aristoteles übelgenommen hatte, dass er die Unsterblichkeit der Seele und den Schöpfungsgedanken bestritt. Dass es die Muslime waren, die Aristoteles für das Christentum wieder salonfähig machten, spricht einerseits für die damalige blühende muslimische Wissenschaftsgesellschaft, andererseits aber eben auch für die besondere Qualität der aristotelischen Philosophie, die sich anschlussfähig an ganz andere Zivilisationskreise erweist. Meines Wissens ist das gesamte Terrain des Aristotelismus in den Philosophien Asiens noch unbearbeitet, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass auch dort Aristoteles seine Spuren hinterlassen hat. Oder vielleicht sollte ich es anders sagen: vielleicht zeigt sich die Größe des Aristoteles darin, dass er universale Gedanken gedacht hat, dass wir uns mit Aristoteles ganz nah an der Grammatik des menschlichen Denkens befinden.

### **Biographisches**

„Aristoteles wurde geboren, arbeitete und starb“, so begann Martin Heidegger seine Vorlesungen über Aristoteles. Tatsächlich ist über das Leben des Griechen wenig bekannt, was darauf zurückzuführen ist, dass im alten Griechenland die Kultur der Erinnerung nur denjenigen galt, die im politischen Leben ein Amt

bekleidet hatten. Das aber war dem Aristoteles schon deswegen nicht möglich, weil er kein Athener Vollbürger war, sondern ein Mitglied der so genannten Metöken, der Fremdvölker. Aristoteles' Migrationshintergrund lag in Nordgriechenland, der heutigen Chalkidike, und in der Stadt Stagira wurde Aristoteles im Jahre 384 v. Chr. als Sohn einer wohlbegüterten Familie geboren, sein Vater war Leibarzt des makedonischen Königs. Mit 17 Jahren ging Aristoteles nach Athen und wurde Mitglied von Platons Akademie. Fast 20 Jahre ging er dort in die Lehre, wobei er allerdings eigener Wege ging, so eigener, dass Platon mitunter verschnupft zu sein schien. Als Platon 347 v. Chr. starb, ernannte er daraufhin nicht seinen besten Schüler zum Nachfolger der Akademie, und so verließ Aristoteles erzürnt Athen und begann eine zwölfjährige Wanderzeit, die ihn zunächst am ionischen Saum Kleinasiens herumstreifen ließ, er heiratete dort, hatte manch andere Affären, wie das damals einfach so üblich war, und wurde dann an den makedonischen Hof gerufen, wo er mit der Aufgabe betraut wurde, den Sohn des Königs, den jungen Alexander, zu erziehen. 335, Aristoteles war nun knapp 50-jährig, kehrte er nach Athen zurück und gründete dort eine eigene Schule, die mit dem merkwürdigen Namen Peripatetiker bezeichnet wurde, was so viel wie die Herumwandler bedeutet. Man wird wohl damals zum Philosophieren in den Säulenhallen auf- und abgegangen sein, der sogenannten Stoa, nicht zu verwechseln allerdings mit der gleichnamigen philosophischen Schule der Stoa. Als Alexander der Große 323 v. Chr. starb, wurden dem Aristoteles seine makedonischen Verbindungen zum Verhängnis, denn nun übernahm Athen die oppositionelle Rolle gegenüber Makedonien, Aristoteles wurde der Gottlosigkeit angeklagt und flüchtete nach Chalkis auf die Insel Euböa, einem Bonmot zufolge soll er seine Flucht mit den Worten gerechtfertigt haben, er wolle die Athener daran hindern, ein zweites Mal an der Philosophie schuldig zu werden. Damit spielte er auf die Hinrichtung des Sokrates 399 v. Chr. an.

## Das Werk im Überblick

Ich werde jetzt den wahnwitzigen Versuch machen, ein annähernd komplettes Bild der aristotelischen Philosophie zu zeichnen. Über eine Skizze werde ich dabei nicht hinauskommen. Aber es soll doch einen Eindruck davon vermitteln, weshalb Aristoteles »Der Philosoph« genannt wurde. Fleißig war er, Platon hat ihn immer »den Leser« genannt, und über seine Arbeitswut ist eine kleine Anekdote überliefert. Aristoteles habe, wenn die Müdigkeit ihn ergriff, sich auf eine Liege gelegt, einen Metalleimer daneben gestellt, eine Kugel in die Hand genommen, und wenn er dann, eingeschlafen und entspannt, den Arm hat hinunter sinken lassen, dann sei die Kugel in den Eimer gefallen und er, Aristoteles, wachte durch das laute Scheppern wieder auf. Nun, allzu viel Glauben man solchen Anekdoten nicht schenken, nur ein Kern daran wird wahr sein.

Ich werde Ihnen jetzt insgesamt vier einzelne Pakete schnüren. Im ersten steckt (1) der Naturwissenschaftler und Naturphilosoph Aristoteles, das leitet dann über zu (2) einer kurzen Betrachtung der Theologie, dann (3) ein Szenewechsel zum politischen Denker, und nach der Pause wenden wir uns (4) der Ethik und des Aristoteles‘ Lehre vom guten Leben zu. Der Wissenschaftstheoretiker Aristoteles, der sich Gedanken macht über Logik, Begrifflichkeit und Beweisverfahren, kommt nicht zu Wort, das wäre ein zu trockener Stoff. Und ebenso machen wir einen Bogen um den Analytiker von Rhetorik und Poetik. Die rhetorischen Figuren, nun das wäre ebenfalls etwas spröde, man bräuchte dazu etwas Fleisch, also eine Rede, idealerweise eine aus unserer Gegenwart. Um die Poetik ist es ein wenig schade, dass wir sie auslassen, denn sie hat vor allem das französische Theater des 18. Jahrhunderts bestimmt, aber damit würden wir zu sehr in ein Detailgebiet abtreiben.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Nun, von dem Werk des Aristoteles scheint nur etwa ein Viertel erhalten zu sein, der antike Biograf Diogenes Laertius erwähnt 146 Titel, umgerechnet auf ein Volumen von 45 Bänden zu jeweils 300 Seiten. Aber auch der uns erhaltene Rest macht eine ganze Enzyklopädie des Wissens aus. Aristoteles teilt sie allein in drei große

Aristoteles war ein emsiger Beobachter der Natur. Er hat die Fischer und die Bauern befragt über Fruchtfolge, Fortpflanzung, Nahrungsketten und dergleichen mehr. Aristoteles war ein Empiriker. Aber das bloße Sammeln von Daten macht noch keine Wissenschaft. Denn die Daten müssen strukturiert werden. Aristoteles fragt ganz abstrakt: wie funktioniert Natur?

## Wie funktioniert Natur?

Aristoteles geht diese Frage sehr modern an, nämlich von der Art und Weise, wie wir über Naturphänomene sprechen. Die Wissenschaftlerin, und nicht nur sie, sondern schon das Alltagsbewusstsein versucht die Phänomene der Natur zu verstehen, in dem es nach den Ursachen fragt. Die Natur ist kausal organisiert. Aristoteles unterscheidet dabei vier Arten von Ursachen, von denen zwei für uns von Interesse sind. Die Wirkursache liegt gleichsam im Vergangenheitsrücken der Dinge, wir fragen: wodurch ist ein Phänomen verursacht worden. Schauen wir hingegen in die Zukunft, dann spannen wir die Kausalität auf Ziele hin. Man geht auf den Markt, um frisches Obst und Gemüse einzukaufen. Man hat gleichsam ein Ziel vor Augen, ein *telos*, wie die Griechen sagen, und aus diesem Wort leitet sich der Begriff *Teleologie* ab. Man könnte ihn mit Zielgerichtetheit übersetzen, aber damit hätte man die Pointe noch nicht, die darin liegt, dass das

---

Bereiche: das theoretische, das praktische und das poetische Wissen. Werfen Sie bitte jetzt zum besseren Verständnis, einen Blick auf die Skizze in der Textsammlung.

Zum theoretischen Wissen gehören die Metaphysik, die Mathematik und die Naturwissenschaften. Die Metaphysik enthält die Theologie, die Logik und alles tiefere Nachdenken über die Natur des Seienden. Aristoteles nennt diesen Bereich der Forschung auch die Erste Philosophie. Der Mathematik gehören ihre reinen Grundlagen wie Arithmetik und Geometrie, aber auch die angewandten Wissenschaften wie die Astronomie. Letztere, die Astronomie, wird auch in den Naturwissenschaften zum Thema, dort als Kosmologie, also der Lehre von der Entstehung der Welt, dann zählen noch die Meteorologie, die Psychologie, die Zoologie und die Botanik zur Naturforschung. Damit ist die Liste der theoretischen Wissenschaften, so wie sie Aristoteles bearbeitet hat, vollständig.

Das praktische Wissen ist nicht weniger wichtig als das theoretische, es gliedert sich auf in die Ethik, die Politik und die Rhetorik. Das poetische Wissen berührt nicht nur die Dichtkunst, sondern auch alle handwerklichen Tätigkeiten, wozu auch die Rhetorik noch gehört. Das griechische Wort *poiesis* liegt dem unsrigen Wort Poetik zu Grunde, aber im griechischen Verständnis meint *poiesis* ein Herstellen und Machen. Es ist daher unserem Wort Technik verwandt, und es wäre eine eingehende Untersuchung wert, wie es zur Einengung des Poetischen auf das Dichterische gekommen ist. Im Gespräch kann ich das gerne noch nachtragen.

Nun, Sie haben eine Skizze der gerade aufgefächerten Wissensgebiete in der Textsammlung vor sich. Jetzt wollen aber aus dem bloßen Staunen über den weiten Fokus des Aristoteles' einmal heraustreten. Wie beginnen?

Ziel den ganzen Vorgang gleichsam zieht. Doch kehren wir auf einfacheres Terrain zurück: Unmittelbar einsichtig ist, dass wir Menschen Ziele verfolgen, dass unser Leben teleologisch organisiert ist. Das gilt aber nicht nur für uns Menschen, sondern für Tiere und Pflanzen gleichermaßen, also für Leben überhaupt. Die aristotelische Unterscheidung von Wirkursache und Teleologie ist auch unserem heutigen Verständnis nach ein gängiges Kriterium zur Unterscheidung von Physik und Biologie. Teleologische Modelle sind in der Physik verpönt, weil sich einfach nicht sagen lässt, die physikalische Evolution verfolge Ziele. Die Biologie aber arbeitet mit ebendiesen teleologischen Modellen, zumindest auf der elementaren Ebene der Lebewesen, problematischer ist da schon die Auffassung, die organische Natur habe uns Menschen von Anbeginn an, mit der Entstehung des Lebens also, im Blick gehabt. Ich denke, sie spüren deutlich, dass eine solche Auffassung sich aus religiösen Schöpfungsmythen bedient.

In der Natur ist alles in Bewegung und Veränderung. Aristoteles beschreibt die Bewegung, *kinesis* auf Griechisch, mithilfe von zwei Begriffen. Da ist zunächst einmal die Materie, griechisch *hylê*, und dann die Form, griechisch *morphê*. Da gibt es einen Sockel aus Materie, der immer schon geformt ist. Eine Form ohne Materie gibt es nicht und ebenso keine Form ohne Materie. Doch wie lässt sich Veränderung, Wechsel, Bewegung mit dem Begriffspaar von Form und Materie beschreiben?

Aristoteles erwähnt das Beispiel eines Marmorblocks, den ein Bildhauer bearbeitet. Er formt aus ihm eine Skulptur. Mit einem Meißel, Wirkursache, schlägt er auf den Stein ein und er hat dabei die Skulptur als Ziel seines Wirkens im Blick, das Worum-Willen, das *telos*. Dieses Beispiel ist natürlich speziell, da es sich hierbei um ein künstlerisches oder handwerkliches Tun handelt. Der Mensch greift mit seinem freien Handeln in die Kausalkette ein. Doch betrachten wir die Pflanzenwelt: aus einem Samen entsteht ein Schößling und

daraus ein Baum. Auch hier können wir wieder mit dem Begriffspaar Form und Materie die Veränderung beschreiben, aber wir würden doch eben auch sagen: im Samen steckt schon die Möglichkeit, Baum zu werden. Der Same ist potenzieller Baum, der Baum ist aktualisierte, verwirklichte Möglichkeit. Können wir ähnliches auch vom Marmorblock behaupten? Eigentlich schon, denn der Künstler modelliert ja aus ihm die Skulptur. Aber dennoch: im Samen steckt die Möglichkeit des Baumes schon von Natur aus. Und das können wir vom Marmorblock nicht sagen. Dem nämlich fügt der Bildhauer die Möglichkeit hinzu, Skulptur zu sein, es bedarf also dazu eines Handelns eines Lebewesens. Und das bringt uns zum entscheidenden Unterschied, der hier greift: Aristoteles benennt ihn mit dem Ausdruck Seele. Alles Leben ist beseelt, und Aristoteles sagt das auch so: Alles beseelte Leben strebt danach, seinen ihm ein beschriebenen Zweck zu erreichen. Der Same will Baum werden, die Raupe ein Schmetterling, das Löwenjunge ein starkes Raubtier und das Menschenbaby – ja was soll aus ihm werden? Ich stelle uns die Frage noch einmal zurück, denn sie führt uns vorschnell auf das Feld der Politik und des guten Lebens. Kehren wir zur Hauptstraße zurück: die Natur funktioniert als Zusammenspiel von Stoff und Form. In der physikalischen Welt findet ein anderes Zusammenspiel statt als in der biologischen Welt. In der biologischen Welt tritt das Begriffspaar von Stoff und Form als Potenzialität und Wirklichkeit auf. Ein Same ist ein potentieller Baum, eine Kaulquappe ein potentieller Frosch, eine befruchtete menschliche Eizelle ein potentieller Mensch usw. In der physikalischen Welt dagegen gibt es keine solchen Samen. Diese Redeweise mag vielleicht etwas befremden, aber denken Sie einfach an Auffassungen, wie sie auch heute immer wieder geäußert werden: die Natur sei ein großer Organismus, eine Art Lebewesen, das spätestens seit der zweiten industriellen Revolution an Homo Sapiens erkrankt sei, diese und andere Redeweisen biologisieren die Natur, wenn man so sagen darf, auf jeden Fall wird die Natur, und vor allem auch der Kosmos in Analogie zum Leben gedacht. Ähnlich hat dies überdies Platon in

einem berühmten Text entfaltet, dem *Timaios*, wo die Welterschöpfung in die Hände eines großen Bastlers gelegt wurde, dem sogenannten Demiurgen, der, einem Künstler gleich, aus der Weltmasse ein Bild seiner selbst erzeugt. Aristoteles liegen solche Spekulationen fern, er zeichnet einen scharfen Unterschied zwischen der physikalischen und der biologischen Welt. Und darin ist Aristoteles sehr viel näher an unserer heutigen wissenschaftlichen Sicht der Dinge als der alte Platon. Aber ich gebe zu: des Platon Bild des Kosmos ist irgendwie wärmer als das des Aristoteles, und vielleicht liegt es an dieser Kuhwärme, dass auch die modernen Menschen von heute sich immer wieder in Spekulationen über den geistvollen Kosmos verlieben. Aber ich will nicht polemisieren, denn auch Aristoteles spannt ein Dach über seine Physik, das Dach der Metaphysik. Wie kommt es dazu?

### **Der unbewegte Beweger**

Nun, der Zugang ist recht einfach und aus dem Bisherigen leicht erschließbar. Ich sprach von der Kausalitätskette, die als Wirkursachen im Rücken der Vergangenheit liegt. Aristoteles schreitet sie ab, diese Kausalitätskette, und er kommt zum nahe liegenden Gedanken, dass es eine erste Ursache geben müsse. Und diese Ur-Ursache ist der berühmte unbewegte Beweger. Aristoteles spricht ihn als Gottheit an, und so beschreiten wir jetzt aus den Welten der Physik und der Biologie den Übergang zur Theologie.

Der unbewegte Beweger (*akinêton kinoun*) wirkt auf andere Weise als die Glieder der physikalischen und biologischen Kausalkette. Denn er ist aufgrund seiner Unbewegtheit ein vollkommenes Wesen. Alle Bewegung und Entwicklung erfolgt aus einem Mangel heraus, das ist antike Grundüberzeugung. Dagegen nun der unbewegte Beweger, der als vollkommenes Wesen reine Aktualität ist, er ist nicht kein Kompositum von Stoff und Form. Reine Aktualität meint: vollendet in sich steht er an der Spitze der Seinsordnung. Doch wie kann er von dort aus bewegen? Antwort



Aristoteles: indem alles zu ihm hinstrebt, er ist das Ziel allen Begehrens. Der unbewegte Beweger hat eine erotische Aura, die bewirkt, dass alles Seiende von ihm angezogen wird, und zwar in unterschiedlicher Intensität. Die Lebewesen streben über ihre Fortpflanzung zur Ewigkeit der Gottheit, die Fixsterne vollziehen eine ewige Kreisbewegung und ahmen mit dieser vollkommenen geometrischen Figur die Gottheit nach, und mit den Menschen hat es in dieser Hinsicht eine besondere Bewandnis, weil sie als vernunftbegabte Wesen zum intelligiblen Sein der Gottheit hinstreben.

Von hier aus führt uns ein gerader Steg hinüber zu anderen Stücken der Aristotelischen Philosophie. Alles ist untereinander verbunden: die Naturphilosophie mit der Theologie, die wiederum mit der Ethik, die Ethik dann mit der Politik, und dann gibt es auch noch Verbindungen von der Poetik, also der Kunsttheorie zu allen anderen philosophischen Disziplinen innerhalb des Denkgebäudes des Aristoteles. In allen diesen Disziplinen wird die Frage danach, wie der Mensch sein Potenzial verwirklichen kann, wie er also Vollendung erreichen könne, unter verschiedenen Perspektiven erörtert. Wir gehen jetzt nicht direkt zur Ethik, sondern aus Gründen, die ihnen im Verlaufe klarer werden, zunächst zur politischen Philosophie. Denn die setzt mit bei dem berühmten Gedanken, der Mensch könne sein Potenzial nur in einer politischen Gemeinschaft vollenden.

### **Der Mensch in der Gemeinschaft**

Die berühmte Formel des Aristoteles, der Mensch sei ein *zoon politikon*, deutet auf die Natur des Menschen hin, und diese Natur, sein Wesen, ist politischer Art. Damit möchte Aristoteles eigentlich zweierlei hervorheben. Der Mensch ist von Natur aus ein politisches Wesen, weil er schon in einer Hausgemeinschaft mit anderen zusammen lebt und sich sein Überleben sichert. Die Mitglieder einer Hausgemeinschaft, Frau und Kinder sowie die Knechte, letztere waren in der Antike Sklaven, sie alle stehen im Hauswesen, dem *oikos*, nicht auf gleicher

Stufe. Gleiche Augenhöhe wird erst im Staate erreicht, der Polisgemeinschaft, die sich aus dem Zusammenschluss verschiedener Dörfer gebildet hat. Und auch hier sind es nur die freien Bürger, die als Gleiche unter Gleichen wandeln, das will sagen: die sich untereinander beraten in politischen Dingen, die die Volksversammlung bilden, die *ecclesia*, aus der dann die einzelnen Institutionen gewählt werden. Die Frauen sind in der Öffentlichkeit nicht zugelassen, aber, und das stellt Aristoteles besonders heraus, die Frauen stehen nicht auf gleicher Stufe mit den Sklaven. Das nämlich zeichne die barbarischen Staaten aus, dort würden die Frauen wie Sklaven gehalten, und von daher sei es auch gerechtfertigt, dass die Griechen über die Barbaren herrschen. Nun, das ist alles Zeitkolorit, philosophisch interessanter ist schon die Begründung, die Aristoteles für die Inferiorität der Frau anführt. Die Frau habe nämlich von Natur aus nicht das Vernunftpotenzial des Mannes, ihr sei es mithin nicht gegeben, an den Entscheidungen der freien Bürger teilzuhaben. Und damit komme ich zur zweiten Bedeutung der Formel vom *zoon politikon*: die Natur habe den Menschen mit Sprache begabt. Er sei auch das *zoon logon echon*, und mit seiner Sprache könne der Mensch mehr als nur unmittelbare, auf die Gegenwart bezogene Lust- und Unmutsäußerungen von sich geben wie etwa die Tiere. Nein, er kann sich in gemeinschaftlicher Unterredung über Vor- und Nachteile, über das Nützliche und das Schädliche, über das Gerechte und das Ungerechte verständigen. Kurzum: erst die Sprache befähige den Menschen, eine staatliche Gemeinschaft zu bilden, in der vernünftige Überlegungen über den Kurs der Gemeinschaft bestimmen. Doch wodurch zeichnet sich die politische Vernünftigkeit aus? Aristoteles gibt eine klare Antwort: die Bürger streben gemeinschaftlich nach dem Guten. Doch was wäre das politisch Gute? Da gibt es wiederum eine klare Antwort: das Gute ist, politisch gesehen, der gerechte Staat, in dem das Gemeinwohl über den persönlichen Interessen steht.

Auf diese vernünftigen Überlegungen kommt nun alles an in Aristoteles' politischer Philosophie. Nicht nur die Frauen werden ausgegrenzt aus dem

vernünftigen politischen Diskurs, sondern auch einige Staatsformen. Das Kriterium für die Qualität einer Staatsform bemisst sich nach dem Gemeinwohl. Aristoteles ist der Auffassung, dass die Monarchie, die Aristokratie und der Verfassungsstaat, die *Politie*, sich auf das Gemeinwohl verpflichten, wohingegen die Tyrannis, die Oligarchie und die Demokratie nur partikulare Interessen bedienen. Aristoteles kennt also drei gute und drei entartete Staatsformen. In der Tyrannis verfolgt der Alleinherrscher, der Despot, nur seine eigenen Interessen, die Oligarchie wird regiert von den Wohlhabenden, die ebenfalls nur ihre eigenen Belange verfolgen. Weshalb aber gilt Aristoteles auch die Demokratie als eine entartete Staatsform?

Die Antwort darauf ist nicht ganz einfach. Wir finden sie, indem wir einen Blick auf die gute Staatsform des Verfassungsstaates, der *Politie*, wenden. Bei allem historischen Abstand würde unserem modernen demokratischen Rechtsstaat diese Staatsform am ehesten entsprechen. Aristoteles sagt: Hier regiert das Gesetz. Die *Politie* ist das Staatsideal des Aristoteles. Denn hier ist eine staatliche Gemeinschaft zur Vollkommenheit gelangt. Und um Vollkommenheit gibt es ja immer wieder in der Philosophie des Aristoteles. Vollkommenheit heißt: Etwas hat sein maximales Potenzial verwirklicht. Eine *Politie* ist eine Gemeinschaft der Freien, in der die freien Bürger die Autorität des Gesetzes anerkennen. Für uns Heutige muss es überraschen, dass Aristoteles der Demokratie eben dies abspricht. Er tut dies übrigens nicht rundweg, sondern er differenziert wiederum sehr sorgfältig verschiedene Arten der Demokratie. Dabei denkt er gründlich über den Zugang zu den Ämtern nach, über Besteuerung und über das Wahlrecht, Aristoteles unterscheidet dabei auch positivere und schlechtere Formen der Demokratie. Das alles würde uns jetzt zu weit führen, wir schwenken zurück zum Hauptpfad, nämlich zu unserer Frage, weshalb Aristoteles die Demokratie nicht zu den guten Staatsformen zählt. In einer Demokratie regeln die Volksbeschlüsse alles. Wo das Volk sich zum Alleinherrscher aufschwingt, da gelten keine Gesetze mehr, meint Aristoteles.

Vielmehr würden Volkstribune die Menge rhetorisch verführen, die Demokratie, verstanden als die unumschränkte Herrschaft der Vielen gerät damit in die Nähe der Tyrannis.

Aristoteles hat hierbei eine historische Entwicklung vor Augen, die sich in Griechenland in den Jahrhunderten vor der klassischen Zeit ereignet hatte. Damals herrschten Aristokratien, die dann von Tyrannen gestürzt worden waren. Die Tyrannen hatten sich dabei auf das Volk gestützt und es gegen die Aristokratien aufgestachelt. Historisch wurde dann die Staatsform der Tyrannis abgelöst durch die Polis, den Verfassungsstaat, und der wiederum zerfiel im Zeitalter des Hellenismus, die Zeit der Polis-Demokratie war abgelaufen, exemplarisch dafür steht die ausgreifende Herrschaft der mazedonischen Könige, allen voran Alexander der Große. Wir müssen diese historischen Umstände berücksichtigen, um Aristoteles' Kritik an der Demokratie im Horizont der damaligen Zeit zu verstehen.

Aber so weit hergeholt ist das ja gar nicht. Denn wir erleben ja auch und gerade heute eine tiefe Krise der Verfassungsdemokratie. Was Aristoteles damals an der Demokratie kritisierte, das bezeichnen wir heute wohl als Populismus. Die populistischen Regierungen in Ungarn und Polen setzen ihre Hebel am Rechtsstaat an und bedrohen die Unabhängigkeit der Justiz. Unsere Krise der Demokratie zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Aristoteles hatte sie schon vor fast 2400 Jahren beschrieben.

### **Eudaimonia – das gelingende Leben**

Jedes Leben verfolgt Ziele. Das gilt natürlich auch für Menschen. Das oberste Ziel menschlichen Strebens ist das Glück. Es unterscheidet sich von allen anderen Zielen darin, dass es das höchste aller Ziele. Man möchte nicht deswegen glücklich sein, um noch etwas anderes zu erreichen. Das Glück ist das in sich vollendete Ziel. Um es von den schnellen Glück, den Zufallsglück

abzugrenzen, hat die philosophische Tradition ein etwas altertümlichen Ausdruck dafür geprägt: die Glückseligkeit. Aristoteles hält noch einen anderen Namen dafür bereits: die *Eudaimonia*, das im Großen und Ganzen gelingende Leben. Die Glückseligkeit, wenn ich weiterhin am deutschen Terminus festhalten darf, erstreckt sich also nicht über einen besonderen Moment, ein besonderes Erlebnis, sondern über den ganzen Lebensbogen. Und damit steht die Frage im Raum, wie richtig zu leben sei. Anders gesagt: Aristoteles führt das Glückstreben des Menschen auf die Ethik zurück.

Wir werden heute diese Auffassung nicht mehr unbedingt teilen. Wir werden zum Glück wohl eher eine Erlebnisqualität sehen. Da sind wir Kinder unserer Zeit, einer erlebnishungrigen Zeit. Die Antike kannte diesen Hunger auf Erlebnisse nicht. Man lebte dort in einem ruhigeren existenziellen Fahrwasser, vermutlich hätte man damals nur die Köpfe geschüttelt über unsere Sehnsüchte nach dem Außergewöhnlichen und Herausragenden. Nein, man handelte damals mit kleinerer Münze, die sich bei genauer Betrachtung als gar nicht so bescheiden erweist: es ging um die Vollendung des eigenen Lebens durch eine vernünftige, ethisch hoch stehende Lebensführung. Ihre gesellschaftliche Dimension haben wir vor der Pause ausführlicher diskutiert: jedes individuelle Leben kann sein Potenzial nur in einer Gesellschaft verwirklichen, in der Gesetze herrschen und keine Willkür eines Despoten. Doch wie fügt sich das Individuum in den gesellschaftlichen Zusammenhang ein? Indem es nach der Glückseligkeit strebt und dabei ein tugendhaftes Leben führt.

Der antike Begriff der Tugend, *aretê*, unterscheidet sich von unserem heutigen Sprachgebrauch. Heute erscheint der angestaubt, altbacken und vor allem instrumentalisiert, er kommt als eine kleine Moralkeule daher, wenn die selbsternannten Tugendapostel vom Leder ziehen und ihre Gegner moralischer Defizite zeihen. In der Antike bezeichnete der Begriff der Tugend ganz allgemein eine Tüchtigkeit, die das Beste aus einer Tätigkeit zu machen sucht.

Erneut begegnen wir wieder dem Gedanken der Vollkommenheit. Die Tugend macht den Menschen wie auch seine Werk gut. Zwar sind wir von Natur keineswegs tugendhaft, aber wir haben eine natürliche Anlage dazu, unter Gestalten dieser Anlage zu einer Wirklichkeit durch Gewöhnung. Die Tugend, so schärft Aristoteles immer wieder ein, gewinnen wir durch unser Verhalten, also: die Tugend der Gerechtigkeit gewinnen wir durch gerechtes Handeln. Die Tugend der Besonnenheit gewinnen wir durch eine Lebensführung, in der man sich mit sich selbst und mit anderen berät. Die Tugend, so sagt es Aristoteles, ist ein Habitus, eine über Gewöhnung eingeübte ethische Grundeinstellung. Die Tugenden stabilisieren gleichsam unsere einzelnen Handlungen, indem sie ihnen ein ethisches Klima vorgeben. Tugendhaft zu handeln heißt, sich nicht nur situativ richtig zu verhalten, sondern das Richtige habituell und dauerhaft zu tun und es auch so zu wollen.

An welche Tugenden denkt Aristoteles dabei? Nun, er unterscheidet zwei Klassen von Tugenden, die sittlichen Tugenden oder auch Charaktertugenden genannt und die intellektuellen Tugenden, die Aristoteles auch die Verstandestugenden, die dianoetischen Tugenden nennt. Sittliche Tugenden sind der Mut, die Mäßigkeit, die Freigiebigkeit, das sittlich Schöne, die Seelengröße, der Sanftmut, die Wahrhaftigkeit, der Witz, die Gewandtheit sowie die Gerechtigkeit. Von den Verstandestugenden wie Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit schätzt Aristoteles vor allem die Klugheit, *phronesis*, am meisten. Die Charaktertugenden richten uns auf die richtigen Glückseligkeitsziele aus, indem sie solche Ziele bewerten, die Verstandestugenden ermöglichen uns, dementsprechend zu handeln. Aus sich selbst heraus können die Verstandestugenden den Menschen jedoch nicht auf die rechte Bahn zwingen, denn sie können die Affekte, die Leidenschaften und die Triebe nicht genügend bändigen. Diese Aufgabe übernehmen die Charaktertugenden.

Man hat die aristotelische Ethik der *Eudaimonia*, des gelingenden Lebens, auch gern eine Tugendethik genannt. Aristoteles kennt aber neben den Tugenden noch eine zweite Grundlage seiner Ethik. Sie findet sich in seiner Lehre vom freien Handeln. Auch hier differenziert Aristoteles wieder sehr sorgfältig zwischen verschiedenen Graden von Freiheit. Da geht es um den Radius unserer Kenntnisse hinsichtlich der Umstände und Folgen unseres Tuns, es geht um Handlungsziele, um Ort, Dauer, Intensität, Motivkräfte usw. Ich will uns diese Differenzierungen alle ersparen und lieber wieder auf die ethische Hauptstraße der Aristotelischen Philosophie zurückfinden: das große Glück eines gelingenden Lebens erreichen wir durch eine bestimmte Lebensweise, durch ein Lebenskonzept, nämlich des gerechten, freundschaftlichen, politischen und intellektuellen Lebens.

Kann es noch ein wenig konkreter gehen? Kann Aristoteles uns nicht ein bestimmtes Lebenskonzept, ein Lebensideal empfehlen? Nach allem, was bislang über die Vollendung menschlichen Lebens gesagt wurde, kommen zwei Lebensformen infrage: das politische und das philosophische Leben. Beide Lebenskonzepte erfahren eine Hochschätzung seitens des Aristoteles. Von allen Werken, so sagt er einmal, ist die staatsgründende Tat das höchste. Aristoteles denkt dabei gewiss an Solon, dem Vorbereiter der attischen Demokratie, an Kleisthenes, der den attischen Staat reformierte, und an Perikles, dem Staatslenker zur goldenen Zeit Athens, der die Akropolis erbauen ließ. Diese großen Taten stünden ohne Parallele da, gleichwohl müsse er, Aristoteles, einer anderen Tätigkeit einen noch höheren Rang einräumen. Die Wissenschaft über sich im *Verstehen derjenigen Dinge, die ihrer Natur nach am ehrwürdigsten sind*, sagt Aristoteles, das theoretische Leben hat dem politischen Leben die Nase voraus. Aus steche das wissenschaftliche Leben, worunter die Antike das Philosophieren verstand, das politische Leben hinsichtlich des Lustgewinns und des Freiheitsgrades aus. Philosophische Erkenntnis, so argumentiert Aristoteles, ist jederzeit vollkommen und ein Ganzes, und der Philosoph ist autarker als der

Politiker, weil er seiner Tätigkeit der Mitwirkung und der Anerkennung der anderen nicht bedarf, er ist in hohem Maße autark. Er sei sich selbst genug. Und wer sich der Weisheit widme, dem erwachse in jedem Wissensfortschritt der Wunsch nach mehr Wissen, und das, dieses unaufhaltsame Streben nach Wissen und Weisheit, komme einer tiefen Weisheitsliebe gleich: die Weisheit und das Wissen werden um ihrer selbst willen geliebt. Ja, wenn eines zu sagen von den Göttern erlaubt sei, dann dieses: sie seien deswegen die glücklichsten aller Wesen, weil sie ununterbrochen philosophierten.